

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 215.

Montag, 17. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banfrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winkeder.

(18. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die von dem Garçon vorgeschlagene Bar im Zentrum der Stadt war ein nicht zu großes, intimes, mit einigem Geschmack eingerichtetes Lokal. Noch nichts von der „Neuen Sachlichkeit“ darinnen, die in Deutschland in jedem modernen Lokal zu finden ist — manchmal nicht zum Nachteil des Lokals, dessen Besitzer oder Architekt plüschverhängte, plüschgarnierte Bogen mit dito Sesseln und Sofas nicht mit Intimität identifiziert. Hier dagegen noch das Inventar, das zehn Jahre vor dem Weltkrieg vielleicht einmal hochmodern gewesen, — alte Stühle, kaum ein bequemer Sessel, — viel rote, dicke Vorhänge, mit dicken goldenen Schnüren gerafft, — nur die Bar selbst war neu und glänzte in den Reflexen reichlicher Nidelverschlüge.

Auch das Publikum ließ zu wünschen übrig. Die Gäste durchaus zweitrangig. Ein paar Offiziere niederer Chargen, Kaufleute von jenem undurchschnittlichen Schlag, wie sie seit Kriegsende die Vergnügungslöke der europäischen Großstädte bevölkern, — die heute mit Automobilen, morgen mit ranzig gewordener holländischer Margarine handeln und so eigentlich immer obenauf schwimmen, — und ihre Frauen, deren auffällige Eleganz ihre Vergangenheit auf den ersten Blick erkennen läßt. Die Internationalität des Lokals belegten ein paar hagere Engländer, die ihre hell karierten Schirmmützen auf die Stuhllehnen gelegt hatten, — und einige farbige Offiziere der belgischen Kolonialarmee, die in einer Ecke lärmten, neben sich ihre blassen kleinen Mätressen mit hochblondem Haar und enganliegenden Abendtappen.

Marianne hatte beim Betreten der Bar die Augenbrauen zusammengezogen und René zweifelnd angesehen.

„Was gehen uns die Menschen an?“, fragte er mit einer verlegenen Bewegung. Aber Frau Marianne sah, daß auch er zornig war. Wenn er seiner ersten Regung nicht folgte und wieder wegging, um sich nicht zu ärgern, dann war es wohl nur die Überlegung, das nichts mehr deprimiert, als das Suchen nach einem angenehmen Lokal, — nichts mehr Zeit vergeudet. Und viel Zeit hatten sie beide nicht mehr zu verlieren.

An einem der kleinen Tischchen nahmen sie Platz. Die Tischdecke war nicht frisch und zeigte Spuren vergessenen Löffels.

„Ein frisches Tuch“, hauchte René den Kellner an, der im malpropten Grad vor ihnen stand, um die Bestellung entgegenzunehmen. Ein unangenehmer Mensch. Widerlich.

„Sofort, sofort“, flüsterte er devot mit einem böseartigen Zucken in seinem gelben, übernachtigten Gesicht. „Wie der Herr befehlen.“

„Aber sehr“, unterstrich René seinen Wunsch.

Er gab sich einen Ruck.

„Bitte, Marianne. Wir wollen uns durch diese Enttäuschung nicht die Freude an diesem Abend nehmen lassen!“, bat er, ihre Hände erfassend. „Wir wollen nicht so töricht sein, und die kostbare Zeit vergeuden. Was möchtest du trinken?“

Auch sie nahm sich sichtlich zusammen. Sah ihn voll an. „Du hast recht, René.“ Sie zögerte eine Weile. Dann hatte sie wirklich diese Enttäuschung überwunden.

Wieviel leichter können sich doch Frauen vom Milieu innerlich befreien. „Ich möchte Sekt trinken. Viel Sekt.“

Sie schien heiter mit einem Mal. Forschend sah René sie an, — die Heiterkeit war echt. Das freute ihn. Er selbst gewann dadurch seine Fassung zurück. Wie lächerlich, sich jetzt über dieses Lokal zu ärgern, wenn die nächsten Stunden schon . . . Nicht weiterdenken!

„Sekt!“ rief er dem Kellner zu, der über den plötzlichen Stimmungsumschwung seiner Gäste sichtlich erstaunt war. „Madame wünscht roten Sekt.“

„Gewiß, Herr.“ Der Kellner verschwand zufrieden.

Und dann schien es den Beiden, als hätten sie sich vorhin doch getäuscht. Eigentlich war diese Bar doch sehr niedlich, — unmodern, Gott ja. Man sah ja nicht in Paris, nicht in Berlin W. Aber das Gesamtbild war doch eigentlich recht angenehm und — na — mondain. Alle diese Leute hatten zwar schlechte Manieren, — aber alle trugen sie doch recht anständige Anzüge. Auch die Frauen waren elegant gekleidet — wenn man nicht zu strenge Maßstäbe anlegte.

Und nun wollten sie doch froh sein. Und heiter.

Die Kapelle, in eine Ecke des hufeisenförmigen kleinen Saales postiert, war nicht übel. Die vielen Säulen dampften überlauten Klang ihrer Instrumente. Und so verfehlte denn doch alles, der Duft der Zigaretten, der Geruch von Wein und Sekt, die matte Beleuchtung, der Duft der vielen Parfums, — die leise, sinnliche Musik dazu nicht ihre Wirkung auf diese zwei Menschen, die sich ja zu dem Vorsatz durchgerungen hatten, froh, wirklich froh — und um Gottes Willen nicht nüchtern zu sein. Nicht zu denken.

Sie tanzten. Beide waren groß, schlank und gut gewachsen. Beide elegant, gepflegt, — und beide tanzten gut und mit dieser Hingabe, die wirklichen Tanzen erfordert. „Vielleicht hat Tanzen nur dann Berechtigung, wenn man die Frau, die man im Arme hält, auch liebt?“, ging es René durch den Kopf. Er wußte nicht, wie nahe er damit dem ursprünglichen Sinn alles Tanzens kam. Sie beide bemerkten nicht, daß sie von allen Seiten beobachtet wurden. Sie tanzten für sich. Vielleicht hätten sie nicht weitergetanzt, wenn sie sich dieser allgemeinen Aufmerksamkeit bewußt geworden wären.

Marianne hob ihr Glas, als sie dann wieder an ihrem Tischchen Platz genommen hatten.

„Du Lieber, du“, sagte sie unendlich zärtlich.

Er starrte in ihre Augen. Wie liebte er diese Frau, deren Name er nicht wußte, — und die ihm doch so nahe gekommen war, wie nie ein Mensch zuvor.

Sie plauderten leise, — ein wenig befangen. Bemüht, die Erregung zu verbergen, die in ihnen war.

„Du darfst mich nicht so ansehen“, sagte Frau Marianne plötzlich und wandte das Gesicht ab. „Es ist mir dann, als stünde ich nackt vor dir.“

Er antwortete nicht. Er lächelte. Ein klein wenig bligten seine Zähne zwischen den Lippen auf, die Marianne blutvoller schienen als zuvor.

„Du...“, wehrte sie sich.
Aber sein Lächeln hielt sie fest. Machte sie wehr-
los.

„Wie wundervoll ist diese Frau!“, dachte René froh.
„Wie klug und frauenhaft wissend, — und doch weich
und anschniegslam wie ein Kind. Wie ein weiches,
zärtliches Tier. Wie alt mochte Frau Marianne sein?
Sie hatte es nie gesagt und er hatte nie gefragt. Viel-
leicht achtundzwanzig. Vielleicht dreißig. Und doch klang
ihr Lachen manchmal wie das Lachen einer Siebzehn-
jährigen. War das bewußtes Spiel? Wohl kaum.
René war klug und Frauenkenner genug, um dieses
zweite Geheimnis, das um Frau Marianne war, zu er-
kennen. René wußte, daß darin kein Widerspruch lag,
wenn er sie, die verheiratet war, die Unberührte
nannte. Wie hatte er doch gesagt? Ehe ohne Ehe?
Wie lange schon mochten sich diese herrlichen Lippen
beim Kuß des Gatten herb und abweisend geschlossen
haben? Sein Blick glitt über Frau Mariannes Gesicht.
Viel Zärtlichkeit sprach aus diesem Blick.

Am Nebentisch hatte eine ältere, aufgedonnerte
Dame Platz genommen. Sie hielt ein kurzstieliges,
modernes Vorgnon vor ihre blauschwarz ummalten
Augen und musterte die Anwesenden. Ihre Haut war
gelb und faltig. Die roten Wangen ohne jede Kunst-
fertigkeit aufgetragen. Widerlich.

Der Kellner schob herbei.

„Pardon — sind Madame allein?“

Die Dame beachtete ihn kaum. „Ja, mein Junge.“
„Stammkunde“, dachte René amüsiert, der unbe-
merkt den Vorgang beobachtete.

„Erwarten Madame jemanden?“, forschte der
Kellner mit devot gebeugtem Rücken weiter. Seine
Serviette wischte ein paarmal auf dem Tisch hin und
her, — Aschenreste wirbelten in der Luft herum.

„Nein, mein Junge“, machte die Dame in schlechtem
Französisch. Sie hatte, mit der Musterung fertig, das
Vorgnon vor sich auf den Tisch gelegt und begann,
sichtlich gelangweilt, in ihrer Handtasche zu kramen.
Ungeniert baute sie eine Ausstellung an Puderdojen,
Schmink- und Lippenstiften vor sich auf, nahm einen
Spiegel zur Hand und fing an, ihr süßes Kolorit auf-
zufrischen.

„Wünschen Madame einen Tänzer?“, forschte der
unnachgiebige Kellner wieder.

Die Dame machte eine wegwerfende Handbe-
wegung.

„Wenn Sie etwas Neues da haben?“

Das „Alte“ schien sie zur Genüge zu kennen.

„Gewiß“, beeilte sich der Garçon zu versichern.
„Ein junger Italiener, ganz neu, aus gutem Hause.
Sehr reiche Familie. Durchgebrannt wegen einer
traurigen Liebesgeschichte. Wundervoller Mensch. Aus-
gezeichnetes Benehmen...“ Er schnalzte mit der
Zunge, als habe er wundervollen alten Wein anzu-
bieten.

„Temperament?“, fragte die Dame, noch immer
ohne sichtliches Interesse. Ihrer Aussprache nach war
sie Amerikanerin. Umständlich packte sie ihren Toi-
lettentisch wieder in die Riesenhandtasche, die sie nun
neben sich legte.

Der Kellner lachte froh auf ihre Frage. Vertrau-
lich beugte er sich zu der Dame nieder und flüsterte ihr
ein paar Worte ins Ohr. Jetzt endlich nickte sie ein-
verstanden.

„In wenigen Minuten wird er da sein“, versicherte
der Kellner, sich wieder aufrichtend. Mit einer schwung-
vollen Geste zog er die Weinfarte aus der Brusttasche
seines schmuckigen Fracks.

„Wie widerlich“, flüsterte Marianne entsetzt zu
René hinüber. Unwillkürlich hatte sie die Unterredung
zwischen dem Kellner und der Amerikanerin mitan-
gehört.

„Bah“, machte er. „Aber vielleicht bin ich unge-
recht“, setzte er nach einer Weile hinzu. „Alle diese
Menschen haben ja ihren Kontrakt in der Tasche, der
sie verpflichtet, sich den Gästen zu „widmen“. Sie
können ja nicht zu etwas anderem werden, als was sie

schlechtlich sind. Rettungslos treiben sie dem Ende —
in der Gasse zu. Es ist tragisch.“

„Es ist furchtbar“, sagte Frau Marianne. Sie hatte
ein trauriges Gesicht.

Das Tanzorchester begann wieder mit einem leisen,
sentimentalen Slow Fox. Traurig, sehnlich hing die
Melodie zwischen den verstaubten roten Vorhängen der
Bar. Bittend sah René Frau Marianne an. Sie nickte
und erhob sich.

„Ich liebe dich“, flüsterte René nahe an ihrem
Ohr, während sie tanzten. Er fühlte, wie sie er-
schauerte.

Als der Tanz beendet war, klatschte man. Inter-
nationaler Brauch im Tanzsaal, die vertraglich sowieso
bedingte Wiederholung des Tanzstücks zu erzwingen.
Das Orchester begann von neuem. Und wieder tanzten
die Beiden. Frau Marianne hielt die Augen ge-
schlossen. Erschrocken sah sie auf als die Melodie zu
Ende war.

„Wie schön war das“, lächelte sie. Langsam, als
fielen es ihnen schwer, sich von Tanz und Melodie zu
trennen, schritten sie zu ihrem Tischchen zurück. Sie
schwiegen beide.

Der beim Kellner bestellte Eintänzer hatte, während
sie tanzten, am Tisch der Amerikanerin Platz genom-
men. Sie bemerkten es erst jetzt. Er drehte ihnen den
Rücken zu, — so sahen sie nur das ausrasierte Genick
und die schwarzen, angeklebten Haare. Er sprach eifrig
auf die dicke Dame ein, die erregt lächelte.

„Ca marche“, meinte René zu Marianne hinüber.
Er hatte ungeniert laut gesprochen, — der Eintänzer
machte eine halbe Bewegung, als wolle er sich nach den
Sprechenden umdrehen. Aber im gleichen Augenblick
richtete die Amerikanerin eine Frage an ihn und er
wendete sich wieder zurück, ohne seine Absicht ausge-
führt zu haben.

Erstaunt hatte René den Kopf gehoben. Spannung
lag in seinem Gesicht. Das halb erhaschte Gesicht des
Fremden hatte ihn frappiert.

„Was ist?“, fragte Marianne leise, der diese Be-
wegung nicht entgangen war.

„Ich weiß nicht“, gab er ebenso leise zurück, ohne
den Blick von dem Rücken des Fremden zu wenden.
„der Mensch kommt mir bekannt vor. Ich muß ihn
kennen. Ich bin mir nur nicht klar...“

„Warte!“, meinte er nach einem Augenblick. Und
dann laut, betont laut, so daß der Fremde es hören
mußte, setzte er hinzu: „Wollen wir nicht gehen?“

Die erwartete Wirkung trat ein. Mit einem plötz-
lichen Ruck drehte der Eintänzer seinen Kopf zu René
hin — erschrak sichtlich — leichenbläß stand er auf und
starrte René aus weitauferissenen Augen an. Seine
Lippen formten ein Wort — einen Ausruf des Er-
schreckens — er blieb unhörbar. Mit einem gewaltigen
Satz gewann der Mann das Parkett, rutschte aus, —
fing sich wieder und verschwand hinter den Portieren
des Eingangs.

„Where do you go...?“, rief die erstaunte, schrille
Stimme der Amerikanerin hinter ihm her.

Laut und dröhnend setzte in diesem Augenblick das
Orchester mit einem Charleston ein. —

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Manchmal, wenn wir ein wenig rasten und weilen,

Fällt es uns ein...

Zwischen zwei Worten, zwischen zwei Zeilen,

Wie sehr sind wir doch allein!

Wie wir doch alle so einsam gehen,

Nur manchmal sind wir seltsam uns nah.

Wir grüßen uns leise, und wenn wir verstehen,

Ist das Wunder verblüht, das geschah.

Ein Druck der Hände, ein Wimpernschlag,

Das kostbarste ist die Zeit.

Wir wandern durch Träume hinein in den Tag

Und reisen zur Ewigkeit.

Ed. Rauehm.

Gepräche am Tümpel.

Von Serena Flohr.

Der große Tümpel in den Auen vor der Stadt draußen lag im hellsten Morgen Sonnenschein. Es war Sonntag und in der Natur war alles schön, rein und klar, wie es sich für solch einen Tag gehört. Es herrschte die prächtigste Ordnung, soweit das Auge zu blicken vermochte. Auch die sonst einigermaßen wüste Umgebung des Tümpels sah heute besser aus. Die Blätter der kleinen Weiden, die ihn umstanden, glänzten silbrig in der Sonne, zarte weiße und gelbe Blumen waren über Nacht aufgeblüht, das Riedgras rechte sich frisch und saftig und die Oberfläche des Wassers schimmerte wie flüssiges Silber. Kurz und gut, die Natur war wieder einmal so gefällig gewesen, die Anordnung, die Menschenhände geschaffen, möglichst zu verstecken. Man sah im Sonnenglanz nicht gleich, daß allerhand wertlose alte Dinge am Rande des Wassers und halb darin lagen. Es wäre wohl schwer zu ergründen gewesen, weshalb diese so weit herausgebracht worden waren, aber tatsächlich lagen da zerbrochene Teller und verbeulte Töpfe, verrostete Blechdosen, ein verbogener Vogelfäfig und dergleichen Zeug herum, auch fand sich, halb verborgen durch ein Weidengesträuch, aufgequollen von der Feuchtigkeit, ein alter Schuh.

Ein dider Frosch saß auf einem grünen Stein, der ein wenig aus dem Wasser herausragte, und unterhielt sich mit dem Stiefel, der brummend über Langeweile klagte. Außer einigen wilden Knaben konnte fast keine Seele hierher und er sei den Verkehr mit den Menschen doch so gewöhnt.

„Da haben Sie recht!“ nickte eine runde Blechdose, auf der man noch ganz gut „Delikatess-Heringe“ lesen konnte. „Es ist furchtbar öde hier. Ich bin weit gereist, kenne das Leben, und als ich bei einem Kaufmann in der Stadt drin auf dem Ladentisch stand, hatte auch ich viel Verkehr mit den Menschen. Doch als mein Inhalt verkauft war, wollte man von mir nichts mehr wissen. Wenn ich es recht bedente, hat die Menschheit nicht schön an mir gehandelt, ich glaube, es ist überhaupt nicht viel Gutes an ihr, sie scheint eine undankbare Gesellschaft zu sein. Ich für meinen Teil lehne mich nicht nach ihr zurück, wenn ich auch meine letzten Tage lieber anderswo als gerade hier verleben möchte.“

„Quack, quack!“ machte der Frosch und glockte mit seinen runden Augen. „Ich kann mir nicht denken, daß es einen herrlicheren Fleck auf Erden geben kann, als diesen. Aber ihr heimatloses Gesindel, euch kann es freilich nirgends gefallen.“

Und damit sprang er mit einem mächtigen Satz ins Wasser und schwamm langbeinig zu einem entfernteren Stein. Er hörte so unzufriedene Gespräche nicht gerne, denn er war ein weiser Frosch, und doch mußte er sie immer wieder hören, denn er war auch ein sehr alter Frosch und schon lange hier.

Der Stiefel seufzte so tief, daß Sohle und Oberleder sich noch mehr von einander trennten.

Wenn ich nur wüßte, wo mein Gefährte hingeraten ist! Wie lange sind wir zwei einträchtig nebeneinander über die Straßen und Gassen der Stadt gegangen. Mitsamen sind wir dabei alt und schäbig geworden. Ich weiß nicht, was für eine düstere Nacht uns getrennt hat. Das Sterben wäre mir leichter, hätte ich ihn in meiner Nähe.“

Und er begann zu schluchzen, was die Blechdose sehr unmännlich fand. Das rostige Vogelhäuschen, dessen Türe fehlte, hatte aufmerksam zugehört.

„Tja, tja!“ meinte es jetzt tiefsinnig, „ich konnte es anfangs, als ich hergekommen war, auch nicht begreifen, daß ich zu nichts mehr nütze sein sollte. Lange Zeit hatte ein goldgelber Vogel, der wunderschön singen konnte, bei mir gewohnt und war immer heiter und guter Dinge gewesen. Hier sah ich schlanke flinke Vögel über dem Wasser fliegen, als ob sie etwas suchten. Ich freute mich, wieder einen Gast beherbergen zu können und wartete und wartete. Sie sehen, das Türchen fehlt, nichts leichter als zu mir hereinzufliegen. Aber glauben Sie, ein einziger nur wäre gekommen? Ganz dicht vorbei flogen sie, aber immer nur vorbei. Wie gut könnte es einer bei mir haben, wie geborgen wäre er! Weiß Gott, warum man mich so meidet, ich weiß es nicht, aber es wird mich noch zu Tode kränken.“

Und jetzt weinte das häßliche Vogelhäuschen wahrhaftig auch.

Eine schillernde Libelle mit spinnwebfeinen Flügeln stieg über das Wasser daher, setzte sich für Sekunden auf den alten Schuh und war gleich wieder weg.

„Oh!“ rief der entzückt zu den anderen hinüber, „haben Sie gesehen, wer mich besucht hat? Diese wundervolle kleine Schönheit hat mich armen alten Kerl, just mich, mit ihrem Besuch ausgezeichnet. Ist einem von euch diese Ehre zuteil geworden, — nein, — einzig und allein mir!“

Er reckte und streckte sich, mit einemmal hochmütig ge-

worden, dabei glitt er auf der nassen, abglatzten Stelle, auf der er stand, aus, kam ins Rutschen, konnte sich nicht mehr halten, fiel mit einem dumpfen Klatsch ins Wasser und ging sogleich unter.

„Wenigstens ein rascher, schmerzloser Tod“, sagte unge-
rührt die Blechdose. Es war eine kurze, aber treffende Grabrede.

Drüben auf dem Stein saß der alte Frosch und sprach mit einem anderen, der im Wasser lag.

„Ich bin froh, daß der alte Sammerfritz endlich ertrun-
ken ist. Der nächste Regen spült hoffentlich die Dose, diese dicke Schwägerin, ganz unter Wasser. Du bist jung, du weißt nicht, wieviel Zeug da unten am Grund liegt. Und alles hat geplappert und erzählt und hat sich wichtig gemacht. All das alte wertlose Gerümpel ist sich noch immer schön und kostbar vorgekommen, jedes hat mit seinen belang-
losen, kleinen Erlebnissen geprahlt und hat dem anderen noch im Nachhinein alles geneidet. Mir scheint das hat es von den Menschen, mit denen es vordem beisammen war, ge-
lernt. Ich weiß schon, weshalb ich mich von diesen fern-
halte.“

Er unterbrach sich und hob lausend den Kopf. „Gib acht!“ rief er dann dem jungen Frosch zu. „Bla!“ hinaus! Ich höre den weißen Krieger kommen. Das ist ein prächtiges, riesenhaftes Tier. Sieh nur, wie winzig klein die Schwalben unter ihm erscheinen. Ich wette, der mag auch nichts von den Menschen wissen, darum steigt er immer so hoch in die Lüfte wohin sie ihm nicht nachkommen können.“

„Quack, quack!“ machte achtungsvoll der kleine Frosch und glockte angestrengt in die Höhe.

Zwitschernd und jubelierend flogen die Schwalben um den sonnenumfängenen Tümpel. Libellen schwirrten hin und her, die Frösche sprangen im Bogen vom Ufer aus plätschernd ins Wasser und große Schwimmfäuser ruderten eilig darin hin und her.

Hoch oben aber zog, von Menschengestalt erdacht, von Menschenhand geformt und gelenkt, der weiße Doppeldeder, „das prächtige, riesenhafte Tier“, seine kühnen wunderbaren Kreise.

Die Abfahrt.

Da es Sonntag ist, liegen gleichzeitig mehrere der kleinen Dampfer am Kai. Gemütlich und geduldig, kaum schaukelnd, liegen die Schiffe im Wasser, das leise Wellen schlägt. Der Steuermann sitzt auf seinem Stühlchen und starrt auf seinen glühenden Pfeifentopf, noch viele Minuten werden vergehen, bis er das Rad drehen wird. Die Sonne strahlt so hell und festtäglich, daß die Dampfer von einem Glanz umhüllt werden, der ihre einfache, Komfort entbehrende Ausstattung vergessen läßt. Am Bug der Dampfer, hochaufgesteckt an Masten, wehen kleine Flaggen. Sie sind ein Ruf, diese Flaggen, sie rufen hinein in die Gassen der Stadt, sie rufen die Säumigen, die Unschlüssigen, die Unpünktlichen. Viele Gassen münden auf den Kai, so kann man sie von weitem sehen, wie sie flattern, die Fähnchen, wie sie loden und rufen, stumm ist ihr Ruf, aber wer das farbige Band von weitem sieht, dem schwebt unmittelbar das wohlthuende Glück einer sonnenüberfluteten Dampfer-
fahrt ins Bewußtsein und viele, die im Augenblick vorher noch nicht daran gedacht haben, beginnen zu laufen, sobald sie die Fähnchen sehen, hinunter zum Kai, hinunter zu den Dampfern, hinaus aus der Stadt, wo die Langeweile eines heißen Sonntagnachmittag auf allen Straßen und Plätzen brüht.

Die Abfahrt der Dampfer ist eine Sensation, für die-
jenigen, die mitfahren, aber auch für die Zurückbleibenden. Sämtliche Geländer, sogar das hochgelegene Brückengeländer, sind von Zuschauern erfüllt. Auf die knatternden Motor-
boote, die kleinen weißen Segelboote, die Kanoes, in denen Mädchen in Schwimmanzügen sitzen, ja sogar auf die mäch-
tigen, schwermütig dahingleitenden Floße wirft in diesen Minuten niemand einen Blick, das Interesse gilt allein den Dampfern, die dem Auge am meisten bieten.

Schon eine Viertelstunde vor der Abfahrt sind die Schiffe stark besetzt, die Kenner, die Routiniers, die ständigen Son-
tagsfahrer, sie kommen mit ihrer Familie schon eine halbe Stunde zuvor, um die besten Aussichtsplätze zu belegen.

Viele Kinder haben Marineanzüge an, gewiß ist diese Dampferfahrt, an der sie nun teilnehmen, eine große Reise für sie, ein wundervolles Erlebnis, eine Entdeckungsfahrt. Man sieht, wie sie sich bereits um Entdeckungen bemühen, sie springen auf dem Schiffsboden herum, sie klettern zum Steuerfisch empor, sie kriechen in die unteren Räume, klopfen fest auf die Baute der noch abwesenden Muster, niemand hindert sie, niemand tadelt sie, die Schiffsmannschaft läßt ihnen sogar zu, muntert sie auf, sicher, weil sie Marinean-
züge anhaben.

Die Abfahrtszeit ist bereits überschritten. Zum ersten

Was lautet die Glode, ihr Tönnen ist ohne Ernst, niemand achtet darauf, auch der Steuermann nimmt keineswegs die Weisse aus dem Mund. Schiffe sind keine Eisenbahnen, wenigstens Sonntagsdampfer nicht, das Ziel der Passagiere ist das Wasser und die Sonne, sonst nichts, die Räderbewegung des Dampfers, die dazugehört, ist nicht so präsent. Nirgendwo sind nervöse Gesichter zu sehen wie auf Eisenbahn-Bahnhöfen. Die Leute, die auf dem Schiff sitzen, sind zufrieden, daß sie einen Platz haben, sie trinken ihren Kaffee, der gratis zum Fahrbillet gegeben wird, unterhalten sich; die Einsamen werfen Brotkrumen ins Wasser, auf die hundert gierige kleine Fische schnellen. Niemand räsoniert, daß das Schiff noch nicht abfährt; jezt fängt auch die Musik an zu spielen, einfache, volkstümliche Weisen — die Kinder springen von ihren Stühlen und scharen sich um die gelben Trompeten.

Am Ufer trommelt man den Takt mit. Immer noch kommen Leute, von den Fähnchen herbeigelockt, niemand denkt daran zu laufen, obwohl die Glode wieder einmal geläutet hat. Einmal müssen sie aber doch schließlich abfahren, die Schiffe und jezt tun sie es, Stüd um Stüd, eine Viertelstunde nach der fahrplanmäßigen Zeit. Das Wasser schäumt und spritzt, schwarze Rauchsäulen schießen aus den Schornsteinen, die Musik donnert sich empor zu einem Marsch und plötzlich gibt man auch acht auf die Gloden, die heftiger läuten als je, obwohl die Schiffe schon weit auf dem Fluß sind, immer kleiner und schließlich punktähnlich werden, um dann ganz zu verschwinden. Noch immer stehen die Zuschauer am Ufer und in ihren Gesichtern ist ein Ausdruck, als hätten sie etwas verloren oder als hätte man sie vergessen.

D. R.

Wimbledon Finale.

Von Willeam Tilden.

Der berühmte Tennis-Weltmeister Tilden ist unter die Romanchriftsteller gegangen. Er veröffentlichte unter dem Titel „Ruhm“ einen Tennis-Roman, der deutlich autobiographische Züge erkennen läßt. Aus der jezt im Rembrandt-Verlag Berlin erschienenen deutschen Ausgabe veröffentlichten wir mit Genehmigung des Verlages den nachfolgenden Abschnitt.

Er würde dies Match gewinnen, und wenn es das Letzte sein sollte, das er je tun würde. Hau ihm eins, diesem Tennisball! Er traf ihn, daß er nie wieder zurückkommen konnte. Wieder konzentrierte sich sein ganzes Ich auf den Ball und den Wunsch, ihn zu treffen.

Cochet muß geglaubt haben, ein Byllon sei mit dem Anfang des vierten Satzes losgebrochen. Wenn David vorher scharf geschlagen hatte, verdrasch er den Ball nun. Alles kam vor. Gleich welche Gefahren er lief, er nahm sie auf, er nahm sie alle auf, er kam damit durch. Nur ein Meister wie Cochet in bester Form konnte drei Spiele in diesem Satz an sich bringen. Die Rechnung war ausgeglichen mit zwei Sätzen beide. Es war nun wieder beider Match.

David war ermüdet. Selbst seine eiserne Natur fühlte die Wirkung solcher Anstrengung, wie er sie sich in diesem vierten Satz zugemutet hatte. Cochet war ruhig, kalt und gesammelt. Er war seines Sieges gewiß.

Oben auf der Tribüne war Mary vor Aufregung einer Ohnmacht nahe. Billy hielt ihre Hand mit seiner einen, während er mit seiner anderen Hand an Arline hing. Selbst Mr. Harter war gebadet vor Aufregung.

„Oh Gott“, murmelte Mary, „bitte hilf ihm zu gewinnen!“ Arline sah lächelnd zu ihr herüber. „Ich fürchte, David wird das schon für sich selbst tun müssen“, sagte sie ruhig.

Was für ein Satz war dieser letzte, den man nun ausfocht! Spiele wechselten ab mit Service bis 6 beide, dabei standen beide Spieler mehrmals nahe an der Niederlage.

Einmal beim Stand von 3-4, als David mit 15-40 führte, konnte Cochet das Match nur retten durch zwei sensationelle Flugbälle, die gänzlich unmöglich schienen. Bei 5 beide war David mit 30-40 unten, aber ein glänzendes Service brachte Deuce, und nach einem Augenblick war es sein Spiel.

Im dreizehnten Spiel passierte der Vorfall, der in der Tennis-geschichte nicht vergessen werden wird. David führte mit 30-40. Er erreichte das Reh, als eben ein Ball von Cochet sehr nahe der Reklante niedergehen zu wollen schien. Der Amerikaner lief hinzu, sagte ihn gerade noch für einen klaren Punkt. Dabei streifte seine Hufe leicht das Reh.

„Spiel! Cooper!“ rief der Unparteiische.

David stand noch am Reh.

„Rein Hosenbein berührte das Reh“, sagte er deutlich.

Der Unparteiische sah ihn an.

„Sind Sie dessen sicher?“ sagte er. „Ich habe es nicht gesehen.“

„Gut, aber...“
Der Unparteiische wandte sich zum Richter.
„Mr. Cooper berührte das Reh. Mr. Cochet's Punkt. Die Rechnung ist Deuce.“

David ging zur Grundlinie zurück inmitten einer Ovation, welche die Tribünen ordentlich erschütterte. Man jubelte ihm zu, daß es nur so widerhallte.

„Was für ein Sportsmann!“ kam es von allen Seiten her. Cochet, selbst einer der größten Sportsmänner, die das Spiel kennt, eilte zum Reh.

„Danke Ihnen, Cooper!“ rief er.

David lächelte müde. Er fühlte sich alt und matt. Was kam auf das Spiel noch an nach solch einem Augenblick. Er gab, und das Spiel war wieder im Gang. Einen Augenblick später, und die Rechnung würde wieder ausgerufen:

„Spiel, Mr. Cochet. Er führt 7-6. Schluss!“

Das war das Ende! Alles war vorbei! Alles, was Cochet brauchte, war, sein Service zu gewinnen, und er war wieder Weltmeister. David ging verzweifelt in Stellung, als Lobesstille sich über den Platz senkte. Auf einmal lang von der Tribüne her die Stimme eines Mädchens:

„David, du mußt gewinnen!“

Es war Mary. Gott! Er hatte sie ganz vergessen. Er mußte ja gewinnen, gewinnen für sie! Er mußte gewinnen, um ihr zu beweisen, daß Sieg und guter Sportgeist Hand in Hand gehen. Eine Flut von Entschlossenheit segte die Anspannung hinweg, die sein müdes Hirn ergriffen hatte. Er hob sich auf den Fußspitzen, auf einmal wieder ganz frisch.

Aber jene drei letzten Spiele ist nicht mehr viel zu sagen. David wuchs über sich selbst hinaus. In weniger als fünf Minuten rief er drei Spiele an sich, das Match und mit ihm die Weltmeisterschaft in einem Ausbruch von Tennis, der alles in diesem ganzen Match in den Schatten stellte. Wie im Traum verließ er den Platz. Die Heirufe der Menge drangen weniger deutlich in sein Ohr, als der aufrichtige Glückwunsch Cochet's. Nachdem er den Pressephotographen auf dem Platz entschlüpft war, traf er in den Arkaden des Klubs die ihn erwartenden Seinen. Arline eilte auf ihn zu und küßte ihn.

„Bundervoll!“ rief sie.

Mr. Harter drückte ihm furchtbar die Hand.

„Ich wußte, wir würden es schaffen, Junge“, sagte er. „Ich bin stolz auf Sie.“

Ein tüchtiger Puff in seinen Rücken küßete Billys Anknunft an.

„Bistub, Dave! Donnerwetter, war das groß! Fein! Sakrament noch mal!“

Gleich hinter Billy kam Mary mit leuchtenden Augen. David ging fröhlich auf sie zu.

„Mary —“ sagte er — in diesem Augenblick lang eine Stimme in sein Ohr:

„Seine Majestät der König wünscht Sie in der königlichen Loge zu sprechen.“

David wandte sich ungläubig.

„Der König! Oh!“ Dann sagte der neue Weltmeister: „Nur noch einen Augenblick, bitte, bis ich meine Frau geküßt habe.“ Und nachdem er seine Absicht voll und ganz ausgeführt hatte, trat er in die königliche Loge, um den Majestäten vorgestellt zu werden.

Welt u. Wissen

Wann stirbt der Mensch aus? Die Frage, wie lange Zeit der Menschheit noch auf Erden vergönnt sei, hat in letzter Zeit auch die exakte Wissenschaft beschäftigt. Die Antwort der Astronomen und Geophysiker lautet im ganzen recht günstig: sie kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß unsere Erde noch unendlich lange Zeiträume die für das Leben nötigen Bedingungen liefern werde, ehe schließlich durch ihr völliges Erkalten alle Organismen zum Verschwinden gebracht werden. Die neueste Antwort auf die Frage stammt von dem Biologen Prof. D. Grober, Prag. Dieser Gelehrte vergleicht die Entwicklung des Menschen mit der anderer Lebewesen und kommt zu dem Ergebnis, daß die außerordentliche rasche Emporentwicklung des Menschen aus niederen Stufen zu einem höchst komplizierten und spezialisierten Organismus gefährlich für ihn sei, im Hinblick nämlich auf die Dauer der Menschheit. Grober schließt aus der Tatsache, daß in früheren Epochen der Erde Tierarten stets relativ rasch wieder ausgestorben sind, bei denen sich eine allzu starke Differenzierung entwickelt hatte, ein analoges Schicksal für den Menschen. Nehmen wir einmal an, die neue Theorie sei richtig, dann brauchen wir uns, wie in Reclams Universum ausgeführt wird, trotzdem weder für uns, noch für unsere Urenkel die geringsten Sorgen zu machen. Denn die Angaben Grobers beziehen sich natürlich auf geologische Zeiträume.